

HEIMAT

Von Alfred Delp S. J.

Wir sind ein „Volk unterwegs“ geworden, ein Volk der Wanderschaft. Kriegsfahrt, Arbeitsfahrt, Siedlungsfahrt füllen für viele Menschen die Tage und die Wochen. Die Tatsache, daß wir ein Volk sind, das in Bewegung geraten ist, bleibt nicht ohne Einfluß auf das Denken unserer Zeit. Die Grundbegriffe, die wir uns bilden und die besonders in den Herzen der von der Bewegung am meisten ergriffenen einfachen Menschen in einer vorreflexen, unausgesprochenen Lebendigkeit wach werden, stehen in innerer Bedingtheit durch die Erlebniswelt, in die wir gestellt sind.

Die Menschen des großen Treck aus dem Osten, das wandernde Baltentum, um nur einige besonders bekannte Beispiele zu nennen: diese Menschen lassen hinter sich eine lange Geschichte, deren letzte lebendige und bereite Träger sie sind, sie lassen hinter sich gestaltetes Land und gefügten Besitz, und ihre Augen und Gedanken gehen suchend und fragend in die neue Zukunft, in das neue Land. Die Männer an der Front, auf den Schiffen, in den Fliegerhorsten, sie versuchen das Geschehen, in das sie gerufen sind, aus den großen Zusammenhängen und Entscheidungen zu begreifen. Aber immer wieder tasten die Gedanken zurück in jenen engen Raum und vertrauten Kreis, den sie verlassen haben und in dem sie ihr Zuhause hatten. Und wenn sie sich fragen nach dem Warum dieses Schicksals und nach dem Wie des Nachher, wenn sie an den nächsten Urlaub denken oder wenn sie Sorgen haben: immer werden die Gedanken aus dem großen Kreis der Ideen und der allgemeinen Treue und der Größe der Aufgabe hinfinden zu jenem Ineinander von Menschen, Wohnung, Dingen und Beruf, aus dem sie kamen. In dieser Zeit feiert ein altes Wort und ein alter Wert Auferstehung in den Gedanken und Herzen der Menschen: die Heimat.

Das Wort Heimat ist in eine gewisse Vergessenheit geraten. Das kommt nicht nur daher, daß die soziale und kulturelle Entwicklung notwendig dahin zu führen schien, immer mehr Menschen heimatlos zu machen, das heißt, ihnen einen Ort letzter Verbundenheit und Verpflichtung und Geborgenheit zu nehmen. Von dieser Entwicklung wird noch zu sprechen sein. Den matten Klang, den das Wort bekam, haben nicht zuletzt die Menschen verschuldet, die der Sache der Heimat sich bewußt annahmen und aus ihrer Pflege und Verteidigung einen Beruf, einen Betrieb, ein Geschäft, wenn

auch oft nur ein ehrenamtliches, machten. Von daher hat die Heimat die Erinnerung an Trachtenvereine und historische Erinnerungspflege, von da hat sie vor allem den Beigeschmack von politischer Sektiererei, die sich den großen Entwicklungen und Aufgaben der Nation entzieht und abseits des allgemeinen Lebens einem behüteten Idyll sich ergeben möchte. Heimat und Heimatlichkeit wird in solchen Kreisen nur noch begriffen als ein Hüten und Bewahren alten Brauchtums, lokaler und regionaler Traditionen, und es entsteht diesseits aller Ahnung von der großen soziologischen und kulturellen Wirklichkeit, die der Begriff der Heimat umschließt, eine spießerhafte Verslossenheit gegen alles Neue, gegen jeden Fortschritt und neue Notwendigkeiten. „Heimat kann zum behaglichen warmen Winkel entarten, in den frische Luft gehört.“¹ Man wertet zunächst alles, was an Forderungen und Verpflichtungen aus der größeren Wirklichkeit kommt, als Gefahr und Bedrohung und bleibt resigniert ablehnend. „Aus solchen Gefühlseligkeiten nährt sich von jeher der Anarchismus und die Staatsverdrossenheit aller Art, aus ihnen heraus nörgeln Sekten und Konventikel an den Kirchen, auch ein gewisser Stammes- und Heimatkultus im Gegensatz gegen das Politische hat dieselben Wurzeln.“² Heimat muß sich ausweiten zu echter Beziehung zum Volksganzen und echter Verantwortung für das Volksganze, die Ansatz und Verwurzelung findet im konkreten Ort, die sich aber nicht in ihn verschränkt. „Wenn die äußere Wirksamkeit eine innere Basis haben soll, darf Heimat nicht Insel- und Schrupfheimat bleiben, sondern muß sich in die Breite, die gesamte Wirkensumwelt umfassend, entfalten“ (Stavenhagen a. a. O. 83).

Eine wachsende Einbeziehung des Menschen in Volk, Staat und Nation mußte, da sie weithin

¹ Kurt Stavenhagen, *Heimat als Grundlage menschlicher Existenz* (Göttingen 1939) S. 109 (Vandenhoeck & Ruprecht; 80 [122 S.]; kart. M 4.80). — Auf dieses reife Werk müssen wir öfters zurückkommen. Es ist eine letzte der vielen Gaben, die das scheidende Baltentum aus seinem Außendasein dem deutschen Bewußtsein gereicht hat. Abgesehen von einigen philosophischen Positionen, die wir anders sehen, ist es das beste Buch über die Heimat im weitesten, für das Gesamtleben des Menschen wichtigen Sinne.

² M. H. Boehm, *Das eigenständige Volk* (Göttingen 1932) S. 157.

auf ein so geartetes Heimatbewußtsein traf, dieses notwendig verdrängen. Ein ernstgenommenes Dasein führte der Begriff Heimat infolgedessen lange Zeit nur noch im Gemeinderecht, und da hauptsächlich in den Akten des Fürsorge- und Armenwesens. Dem in Not geratenen Menschen begegnet die Heimat noch einmal, aber sie bedeutet nur noch die rechtliche Zugehörigkeit zu einer Gemeinde.

Eine letzte Ahnung von dem, was Heimat dem Menschen sein mußte, erhielt sich noch in der Auseinandersetzung über die Dauer des Aufenthaltes, der einer rechtlichen Zugehörigkeit vorausgehen sollte. Es ist beachtenswert, daß die Gegenden des jetzigen Deutschen Reiches, in denen trotz mancher Verschnörkelung altes Heimatbewußtsein noch lebendiger war, bedeutend zäher waren in der Anerkennung der Heimatsässigkeit, so daß z. B. Bayern und die heutige Ostmark dafür einen siebenjährigen dauernden Aufenthalt verlangten, während in den meisten übrigen Gebieten des Reiches ein Aufenthaltsort schon nach zwei Jahren zur „Heimat“ wurde.

Was ist nun mit Heimat eigentlich gemeint? Ist Heimat tatsächlich nur der jeweilige Aufenthaltsort, wobei man als Zugabe an das Gemüt noch die Tatsache rechnet, daß jemand „gern“ da ist, oder liegen dem Verhältnis des Menschen zu irgend welchen Wirklichkeiten, die er Heimat nennt, tiefere soziologische und allgemeinemenschliche Befunde zu Grunde? Was gehört eigentlich alles zur Heimat?

Sprachlich kommt das Wort Heimat von Heim, und Heim nennt die deutsche Sprache „das Haus, in das man gehört“, „das Haus, die Stallung, das dazugehörige Grundstück“, „den umzäunten Platz, auf dem die Wohnung steht“, „das elterliche Haus“, „die Stätte, wo man hingehört, den heimatlichen Ort“³. Im 16. Jahrhundert verschwindet das Wort Heim und erscheint erst in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts wieder (Grimm a. a. O. 856). Die Erweiterung Heimat bleibt in Gebrauch und bedeutet „Land oder Landstrich, in dem man geboren ist oder bleibenden Aufenthalt hat, Geburtsort oder ständigen Wohnort, das elterliche Haus und Besitztum“ (ebd. 865). Daß aber bei all diesen Bedeutungen nicht die Summe der Dinge den Ausschlag gibt, sondern die menschliche Beziehung zu ihnen, darauf weist die Sprachwendung hin: „etwas kommt einem von Heimat aus = jemand hat dieses Etwas aus sich selbst“ (ebd. 866). Wie tief der Mensch als seinem ganzen Wesen und seiner glücklichen Entwicklung nach als der Heimat verhaftet empfunden wurde, zeigt das Wort, das unsere Sprache ursprünglich

für den Zustand hatte, in den der Mensch fern der Heimat gerät: das Elend. „Urbedeutung dieses schönen, vom Heimweh eingegebenen Wortes ist das Wohnen im Ausland, in der Fremde, und das lateinische ‚exsul, exsilium‘, gleichsam ‚extra solum‘, stehen ihm nahe“ (Grimm a. a. O. III 406). Das Wort Ausland im Sinne von Fremde ist vor dem 18. Jahrhundert nicht üblich (Grimm I 900). Erst nach und nach gewann das Wort Elend die allgemeine Bedeutung für menschliches Unglück und Leid, und auch diese Bedeutung leitet sich von den Wirkungen der verlorenen Heimat her. „Da nun Fremde und Verbannung weh tun und unglücklich machen, nahm Elend nach und nach den Begriff von ‚miseria‘ an, und der ursprüngliche trat vor diesem ganz zurück“ (Grimm a. a. O. III 409).

Schon dieser flüchtige Blick auf den Sinn des Wortes erhellt, daß mit Heimat mehr gemeint ist als ein juridischer oder technischer Aufenthaltsort. Es liegt darin die ursprüngliche Beziehung des Menschen zu dem Land, in dem er geboren, zu dem Eigentum, in das er hineingeboren wurde, zu den Menschen, mit denen er über Land und Eigentum verbunden ist, und es liegt darin eine Zuständlichkeit des Menschen selbst, die so tief in sein Leben und dessen rechte Ordnung eingreift, daß der Heimatlose als der Mensch des Elends und des Unglücks bezeichnet wird.

Damit ist eine erste Umgrenzung des Raumes gegeben, innerhalb dessen Heimat wirklich ist. Heimat ist eine menschliche Zuständlichkeit, die sich ergibt in einer dauerhaften Begegnung und Verbindung mit Menschen, Landschaft, Dingen, Gebräuchen. Es gilt nun zunächst einmal das Phänomen Heimat genauer in den Blick zu bekommen und die geschichteten Momente dieser Wirklichkeit abzuheben.

Für das durchgängige Verständnis ist Heimat an Dinge gebunden. Heimat ist das Dorf, das Haus, das ererbte und überkommene Hausgerät, das zum Haus gehörige Tier, das alte Buch, das Lied, die Sitte. Und wir sind geneigt, Heimat in diesen Dingen aufgehen zu lassen, bis ein Blick auf uns, um deren Heimat es geht, uns zeigt, daß dies alles zur Heimat gehört, aber nur als tiefer Erlebnisgrund, in dem ein Mensch Wurzel faßt. Da zeigt es sich denn, daß nicht die Dinge die Heimat ausmachen, sondern die Bindung, die Beziehung, die ein Mensch zu diesen Dingen aufnimmt. Alle diese Dinge „sind als der Raum gemeint, in dem jemand zu Hause oder bodenständig ist“ (Stavenhagen a. a. O. 19). „Heimat ist in Gefühl und Geist verwandelte Bodenständigkeit. Durch den Heimatsinn ist der einzelne, die Familie, die Gruppe einem Stück Erde schicksalhaft verfallen und seelisch unter ihrer Gewalt“

³ J. u. W. Grimm, Deutsches Wörterbuch IV 2 S. 855.

(Boehm a. a. O. 100). Doch geht es hier nicht um die Ökonomik, den Nutzwert des Besitzes, das Dingliche, Sachhafte, Landschaftliche im Heimatbegriff tritt in seiner Eigenwertigkeit zurück zu Gunsten des Menschen, sie sollen eben Raum sein, in dem Menschen leben. „Heimat als soziologisches Gebilde ist das Primäre“ (Stavenhagen a. a. O. 27). Damit ist schon angedeutet, daß es bei der Frage nach der Heimat gar nicht zuerst um die traute Stube und das stille Dorf geht, sondern um weitgreifende Ordnungen des menschlichen Lebens, die jeder, der sich rechten Sinnes in jene konkreten Geborgenheiten begibt, mitvollzieht. Die Frage nach der Heimat und ihrer Bedeutung im Menschenleben hebt sich in vierfacher Stufung ab. Mit Heimat ist gemeint das soziale und politische Problem des Raumes, die kulturelle und geschichtliche Frage der Zeit und das soziologische Ereignis der Gemeinschaft. In letzter Schärfe verdichten sich diese Fragen zu einer metaphysischen Frage nach der grundlegenden Ordnung und Verfassung des Menschen.

Es wurde schon gesagt, daß Heimat Bodenständigkeit bedeutet. Das heißt mehr als Besitz. Nicht jeder, der Land besitzt, hat auch eine Heimat. Es gehört die seelische Bindung dazu, die Bodenständigkeit des Geistes und des Herzens. Gewiß gibt es ein Verhältnis zu einem Land und einer Landschaft, das eine echte Bindung darstellt und doch nicht über einen konkreten Besitz geht. In seltenen Fällen mag es Menschen gelingen, sich unmittelbar an ein Gesamtbild des Landes zu binden, und dies besonders über Geschichte und Tradition, wovon noch zu sprechen ist. Doch ist diese Art der Inbesitznahme eine geistige Leistung, deren nicht viele fähig sind. Außerdem geht es um die Bedeutung von Heimat für den durchschnittlichen Menschen und um die heimatliche Bindung eines ganzen Volkes, das ohne eine solche Verwurzelung geschichtlicher und kultureller Flugsand bleibt. Damit ein Volk eine Heimat habe und die Glieder des Volkes zu Hause seien, dazu gehört für eine möglichst breite Gruppe des Volkes eine unmittelbare Bindung an den Raum des Volkes, so daß das Land, wie alles echte Eigentum, dem Eigentümer wie ein erweitertes Ich sich darstellt. Da erst wird wahre Heimat, wo ein Mensch nicht nur erlebnismäßig dem Raum verbunden ist, sondern wo er mit vollbewußter Verantwortung Herr des Raumes ist.

Wichtig ist diese Feststellung gerade für eine Auffassung, die in einem Heimatbewußtsein nicht eine Verschränkung und Einschließung in einen engen Kreis sieht, sondern ihm eine Gesamtbedeutung für das Ganze von Volk und Nation zuerkennt. Daß aus bluts- und artverwandten Menschen Volk und Nation wird, dazu gehört der

geschlossene und ausschließlich diesem Volk vorbehaltene Raum. „In dem Maße, in dem ein gesellschaftliches Gebilde mit einer bestimmten Bodenausdehnung verschmolzen oder sozusagen solidarisch ist, hat es einen Charakter von Einzigkeit oder Ausschließlichkeit, der auf andere Weise nicht ebenso erreichbar ist.“⁴ Aber es genügt zur innern Beständigkeit des Volkes und zu einer heimatlichen Bindung und Sicherung seiner Menschen nicht, daß der politische Raum des Staates und der Lebensraum des Volkes sich decken. Durch diese abstrakte Parallele wird der Raum nicht Volksraum, der Boden nicht Volksboden und der Bewohner nicht verantwortlicher Hüter und Sachwalter des Volkes am Raum. „Politische Herrschaft begründet zwar immer Volkswirkungsraum, aber keineswegs überall echten Volksboden“ (Boehm a. a. O. 85). Es bedarf einer tausendfachen Verwurzelung des Volksganzen im Raumganzen, eben dadurch, daß die staatsraumgebundene Heimatlosigkeit („Dem Ganzen der Nation eingegliedert und ihr als Ganzer sich zugehörig fühlend, gehört der einzelne innerhalb der Nation zumeist nirgends hin“: Stavenhagen a. a. O. 6) durch seelische und eigentümliche Bindung des einzelnen an einen konkreten Ort des Gesamtraumes überwunden wird. „Nicht der Raum, sondern die von der Seele her erfolgende Gliederung und Zusammenfassung seiner Teile hat gesellschaftliche Bedeutung“ (Simmel a. a. O. 615).

In direkter Bindung an Staat und Volk als solche findet der Mensch gewöhnlich nicht die Heimat. Ja, durchschnittlich entdeckt er Volk und Vaterland erst über den konkreten Standort, den er in ihnen bezieht. In besonders gelagerten Fällen — davon ist noch zu sprechen — kann dieser konkrete Standort eine geistige Haltung und Verpflichtung, ein Beruf, eine Gemeinschaft, z. B. das Regiment für den Offizier, sein. Normalerweise hat nur der ein Vaterland, der eine Heimat hat, und tritt nur der aus letztem Ernst für den Staat und die Nation ein, der sie begriffen hat als Raum seiner persönlichen Geborgenheit, seines persönlichen Interesses, nicht nur im Sinn einer ökonomischen Nutzbarkeit, sondern viel tiefer im Sinne einer seelischen Ineinsetzung. „In dem Maße, in dem der Begriff des Staates in seiner ideellen Einheit und Unzerstörbarkeit sich über die privatrechtlichen Vorstellungsarten erhebt, wird auch die Unteilbarkeit seines Gebietes zum Prinzip, sein Territorium ist nicht mehr eine unteilbare Sache, sondern eine begriffliche Einheit, die das Korrelat der Staatseinheit überhaupt ist. Indem dies aus der abstrakten Sphäre in die des Gefühles hinüberwirkt, kommt es zu dem für die politische Selbst-

⁴ Georg Simmel, Soziologie. Untersuchungen über die Formen der Vergesellschaftung (Leipzig 1908) S. 617.

erhaltung so wichtigen Affekt der Vaterlandsliebe“ (Simmel a. a. O. 498).

Heimat erweist sich auf den ersten Blick als Bindung des Menschen an den Raum. Nur über die konkrete Anteilnahme am Gesamtraum nehmen Staat, Nation und Vaterland die Menschen wirklich echt und tragfähig in Pflicht. Zu dieser Fundierung des Menschen im Volk braucht natürlich nicht immer der Idealfall der konkreten Bodennahme einzutreten. Es genügt, wenn ihm im volksganzen Raum die Möglichkeit gegeben ist, sich eine „räumliche“ Existenz zu schaffen, d. h. entweder mit Hilfe des durch seine Tüchtigkeit und durch eine entsprechende Volksordnung garantierten Einkommens sich konkreten Raum zu erwerben oder aber in analoger Weise über eine auch in materieller Hinsicht gesicherte, beständige Zukunft dem Ganzen konkret verhaftet zu bleiben. Natürlich muß in diesem zweiten Falle das Fehlen echter Bodenständigkeit durch eine tiefere Verwurzelung im geschichtlichen Raum des Volkes ausgeglichen werden. Vaterland und Heimat leben voneinander. Beide bedingen und sichern sich gegenseitig. Der Mensch ohne Vaterland, ohne Blick auf den ganzen weiten Raum seines volklichen Lebens und ohne willige Verantwortung für dieses Ganze kennt keine Heimat. Was er besitzen mag, ist Kapital und unfruchtbarer Schlupfwinkel für ein einsames und krankes Ich. Und der heimatlose Mensch, der Mensch ohne beständigen konkreten Lebensraum liebt auf die Dauer kein Vaterland und wird keinen beständigen und bewährungsfähigen Opfersinn dafür aufbringen.

„Die eine Bedingung für das Entstehen und Bestehen solcher heimatlichen Einungsgefüge ist die Zeit“ (Stavenhagen a. a. O. 45). Das heißt, die Anteilnahme am Raum, als die sich Heimat zunächst erwiesen hat, muß eine stetige und dauerhafte sein. Schon das persönliche Verhältnis des Menschen zu seinem Raum darf nicht ein vorübergehendes, kurzfristiges Interesse sein. Der Bodenspekulant kommt in kein heimatliches Verhältnis zu dem Land, mit dem er handelt. Die längere Zeit eines Lebens muß den konkreten Ort in einer den Geist und innern Menschen berührenden Weise verbunden sein. Oder aber es kann eine wechselnde Berührung sein, die das Moment der Stetigkeit von einer andern Seite her bekommt, aus der Geschichte und der Tradition. Ja, gerade weil es sich bei Heimat um eine geistige Inbesitznahme des Raumes handelt, kann auf die Begegnung mit dem Woher und Wohin des Weges nicht verzichtet werden. Und zwar geht es auch hier wieder vor allem Allgemeinen um das Konkrete. Zunächst sollte der Mensch sich selbst begreifen als existente Gegenwart einer konkreten Vergangenheit und einer konkreten Zukunft, er sollte sich begreifen

als in der Geschlechterfolge stehend. „Den Sinn dieser Ordnung der einander ablösenden Generationen, in deren Erleben sich die zeitliche Tiefe der Heimat erschließt, verstehen wir nicht, das Woher und Wohin der gleitenden Kette kennen wir nicht, weil wir in die jenseitige Sphäre, in der sie verfestigt ist, nicht hinüberzusehen vermögen. Aber wir ahnen die Gültigkeit dieser Ordnung, wenn uns ein Einzelleben ohne Eingliederung in das Miteinandersein mit der Vergangenheit und mit der Zukunft als ein abgerissenes Bruchstück ohne Sinn erscheint“ (Stavenhagen a. a. O. 49). Zur Heimat gehört Familie, auch im weiteren Sinne der Großfamilie, gehört auch die gepflegte Familienüberlieferung. Wie bindet doch selbst die ruheloseste Stadt einen Menschen, der in die Geschichte dieser Stadt die Geschichte der Männer, deren Namen und Blut er trägt, eingewoben weiß! Von da führt das Heimatphänomen zur Tradition, zur konkret-lebendigen Überlieferung, die den Menschen nicht nur an eine Idee verpflichtet, sondern ihn in eine bleibende und bewährte Haltung nimmt, ihn in einen den einzelnen überdauernden Dienst beruft, ihn in bestimmte Formen des Brauchtums, der Geselligkeit bindet. Die Volkskunde und Brauchtumspflege sollen nichts Spielrisches und Unwirkliches an sich haben, sie sollen an lebendige Tradition anknüpfen und dürfen nicht eine Repristinierung, eine theaterhafte, museale Wiederaufführung versunkener Lebensformen sein. Besser, man beginnt neu, pflegt eine neue Familie und läßt ein neues Brauchtum und eine neue Tradition sich begründen. Denn „Tradition an sich ist machtlos. Sie bedarf, um wirksam zu werden und innerlich zu überzeugen, des Hebels der persönlichen Erfahrung“ (Stavenhagen a. a. O. 60).

Wer so über seine persönliche Stellung im Lebensraum und Lebensrhythmus den Blick bekam für die vom Werden her geformte Gesetzmäßigkeit des Lebens, findet leichter Zugang zu einer letzten zeitlichen Vertiefung des Heimatbewußtseins und des Heimatsinnes: er findet ein Verhältnis zur Geschichte. Die Schicksale, die das Land überkamen, das des Menschen Vaterland ist, und die die Menschen formten, deren Erbe wir antraten, in denen die Männer, deren Namen wir tragen, sich erprobten und bewährten oder versagten, sie bilden den weiteren Horizont des zeitlichen Heimaterlebnisses. Die Geschichte bindet tief und verpflichtend an die Heimat, und sie bewahrt die Heimat vor der Entartung in das kleinbürgerliche Idyll.

Damit ist tatsächlich das Sach- und Dinghafte immer mehr in den Hintergrund getreten, das Heimatphänomen hat sich vergeistigt und ist eine seelische Leistung der Menschen geworden. Heimat ist eine Form des menschlichen Gemein-

schaftslebens geworden. Denn was Heimat letztlich zur Heimat macht, sind nicht die Dinge, sondern die Menschen. Schon der Blick auf die Bedeutung, die geschichtliches Bewußtsein, Tradition und Lebenskultur für die Heimatlichkeit des Menschen haben, hat die Heimat immer mehr als seelische Wirklichkeit und als Treffpunkt gemeinsamen Menschenlebens enthüllt. Der gestaltetste Raum und die herrlichste Landschaft sind nicht Heimat, wenn dort nicht das Elternhaus steht, Bruder und Schwester mit uns aufwachsen, eine hilfsbereite Nachbarschaft sich bildet und eine gebundene, eigengeprägte Landsmannschaft wächst. „Der Heimatraum für eine Gruppe von Menschen reicht so weit, als über sie hinweg das gemeinsame Leben kreist“ (Stavenhagen a. a. O. 52). Die eigentliche Sicherheit und Geborgenheit, die Heimat uns geben soll, wird nur wirklich in einem Kreis gleichgearteter Menschen. Erst von der Seele her wird die Landschaft und werden die Dinge lebendig, und erst in der Begegnung mit dem andern Menschen finden sie Sprache und Form. Schon dadurch, daß Heimat sich nicht erfüllt ohne Einfügung in den Strom der Generation und den geformten Ring der Tradition, stellt sie uns in einen lebendigen menschlichen Zusammenhang.

Dieser Schwerpunkt des heimatlichen Lebens nach dem Geistigen und Gemeinschaftlichen hin kann sich so sehr durchsetzen, daß eine Gemeinschaft für sich, ohne Beziehung zum konkreten Raum, zur Heimat werden kann. Menschen als bewußte Träger einer gemeinsamen Idee und Aufgabe können den bergenden und stärkenden Raum füreinander darstellen, in dem der Mann verwurzelt und seine „Form der Beständigkeit“ findet. So kann der Offizier der Armee seinem Regiment verwachsen, daß er seinen Gebräuchen, seinem Geist, seinen Traditionen, seinen Pferden und Geräten und natürlich zumeist seinen Kameraden verschworen ist wie ein Bauer seiner Scholle. So kann der Ordensmann seinem Orden verwachsen, daß er dessen Idee und Brauchtum und Aufgabenbereich verbunden ist und in ihnen seine Beständigkeit findet. So sehr ist Heimat eine geistige und gemeinschaftliche Leistung, daß vor ihnen der dinghafte Hintergrund verblassen kann zum wechselnden Lager und zur wechselnden Zelle und doch der Mensch in der bergenden Bindung bleibt, die mit Heimat gemeint ist. Allerdings darf nicht übersehen werden, daß diese Form der Heimat keine Lösung für jedermann ist, sondern einen starken Geist verlangt. Der Schwache wird bei diesem Unternehmen ein Zigeuner und Vagabund. Auch so bleibt bei dieser starken Art der Verheimatlichung die Gefahr der Verkümmern groß.

Bevor die Frage nach der Heimat des Menschen sich in ihrer letzten Schärfe stellt, schieben sich

zwei Vorfragen ein. Einmal: Muß der Mensch sich in diese Bindung und Verwurzelung begeben? Ist dies in sein Belieben gestellt oder gehört es zu seiner Gesundheit, daß er irgendein Zuhause hat? Daß die Beziehung zu einer Heimat für den Menschen von Bedeutung ist und Vorteile hat, ist nach dem Gesagten klar. „Die Heimat, das räumlich umgrenzte Beieinander, Miteinander und Füreinander von Personen und Gegenständen, in deren Bindung der Mensch heranwächst ... bestimmt entscheidend die Form der seelischen Bildung, die ärmere oder reichere, die einheitlichere oder zwiespältigere Entfaltung der Anlagen des Gemütes.“⁵ Der in einer Heimat gebildete und von ihr lebende Mensch ist geprägter, geschlossener, geformter als der andere, der ohne dies lebt. Das macht doch gemeinhin die Überlegenheit und Instinktsicherheit des naturechten Menschen vor dem einseitig intellektualisierten oder einseitig verstädtert-betriebsamen Menschen aus. „Heimat ist Kraft. Wer Heimat hat, der hat in ihr eine Lebenskraft, die sein ganzes Leben durchdringt. Wer Heimat hat, hat Wurzeln; und wer Wurzeln hat, der hat Gesundheit, der hat festen Halt in der Erde ... Der Mensch, der Heimat hat, hat auch mehr Tiefgang als der Heimatlose. So ist seine Fahrt ruhiger und stetiger: er läßt sich nicht von den Wellen umherwerfen. Und weil der Heimatmensch gesund ist und den sicheren Stand hat, kommt er leichter als jeder andere zur Bildung, d. h. zur reinen, einheitlichen Gestaltung eines inneren Wesens. Der Heimatmensch hat immer Stil, ganz von selbst; daran erkennt man ihn“ (Volk und Geist a. a. O. 75, Beitrag von W. Pfeleiderer). Auch jetzt noch steht die Frage: Macht Heimat das Leben nur leichter, tüchtiger, oder muß Heimat sein, gehört Heimat aus letzten Gründen zum Dasein, zur Existenz des Menschen? „Gibt es nicht einen vom Schöpfer angelegten Lebensplan, den er (der Mensch) nicht naturhaft -kausal zu verwirklichen gezwungen ist, den er aber verwirklichen soll, wenn er nicht an der Idee des Menschen überhaupt und an seiner individuellen Idee im besonderen vorbeileben will? Und ist in diesem Existenzplan nicht irgendwie an Heimat gebundenes Leben vorgesehen, so daß eine heimatlose Existenz zwar nichts Unmoralisches, aber etwas Verkrüppeltes, ein unentfaltetes Lebensbruchstück bliebe?“ (Stavenhagen a. a. O. 17.)

Je tiefer das Phänomen der Heimat über seine dinghaften Bezüglichkeiten hinaus auf seine geistige und seelische Wirklichkeit hin verfolgt wird, um so klarer wird, daß damit eine Grundverfassung des Menschen angerührt ist. Die soziologische Heimat und deren Notwendigkeit zu einem lebens-tüchtigen Leben ist nur ein Symptom für die meta-

⁵ Volk und Geist. Schriften zur Volksbildung. Heft 8. Heimat. Berlin 1925, Verlag der Arbeitsgemeinschaft. S. 59: Beitrag von P. Bultmann.

physische Heimatbedürftigkeit des Menschen. Der Mensch ist aus seiner letzten Wirklichkeit her ein gebundenes Wesen, er ist auf Ordnungen und letzte Heimgründe angewiesen. Vom ersten Augenblick seiner Existenz an geht er Bindungen ein, die für den Bestand seines Lebens wichtig sind. Angefangen von den physiologischen und biologischen Bindungen der ersten Lebensstage über die gesellschaftlichen, wirtschaftlichen, kameradschaftlichen Beziehungen des Heranreifenden bis zu den letzten geistigen Klarheiten und Stellungnahmen des fertigen Menschen ist das Leben ein Suchen nach Heimgründen, in denen es sich verfestigen und aus denen es eine letzte Sicherheit gewinnen könnte. Der Inbegriff all dieser Beziehungen und Bindungen aber ist schon beinahe der letzte Sinn von Heimat. „Heimat als der Inbegriff und die Summe aller persönlichen Verhältnisse ist der ihm (dem Menschen) von innen her bestimmte Standort im Leben, die winzige Stelle im Universum, die ihm durch sein individuelles So-und-nicht-anders-sein angewiesen ist, und zwar im günstigsten Falle schon durch ein seit Generationen weitergeleitetes Miteinandersein, die Stelle, von der aus er seine Existenz als ein unzerstücktes Ganzes errichten und sich selbst recht zu eigen werden kann“ (Stavenhagen a. a. O. 102). Und hier ist dann der Ort, wo der Heimatbegriff eine weitere Vertiefung erfährt. Zu dieser winzigen Stelle, von der aus das Ganze ergriffen werden muß, gehört der verantwortliche Einsatz, die verantwortliche Verwurzelung im Ganzen: der Beruf. Jetzt erst ist Heimat gegen alles Idyll und auch gegen alle tatlose geschichtliche Konservierung gesichert: sie ist der Ort, an dem der Mensch verwurzelt sein und von dem aus er Verantwortung tragen muß. Dies alles aber gehört nicht nur zu einer besseren Ausstattung des Menschen, dies alles gehört zu den Notwendigkeiten des Lebens.

Es ist nicht in das Belieben des Menschen gestellt, ob er eine Heimat habe oder nicht. Er ist darauf verwiesen, sie zu suchen, und wenn er sich die Füße nach ihr wund gehen müßte. Aber das letzte Gesicht und das letzte Geheimnis der Heimat sind auch jetzt noch nicht enthüllt. Die Notwendigkeit, eine Heimat zu haben, in der der Mensch in seinem innerweltlichen Leben zu Hause ist (und die ihm das unabdingbare Recht gibt, sich eine Heimat und deren dingliche Voraussetzungen zu schaffen und eine Lebensordnung, die ihm dies ermöglicht, durchzusetzen, und die ihm ebenso die Pflicht auf die Seele bindet, den Raum und die Bedingungen seiner Heimatlichkeit für sich und die Heimatgenossen zu sichern, auch unter Einsatz des Letzten), diese Notwendigkeit der soziologischen und psychologischen Heimat ist nur eine Offenbarung des metaphysischen Heimatbedürfnisses des Menschen.

Heimat macht das Leben in einem tiefen Sinn mächtig und sicher. Heimat, das ist die Mutter. „Wenn ich versuche, mir über das Heimatgefühl, das in mir lebt, Rechenschaft zu geben, so muß ich sagen, daß im Mittelpunkt meines Heimaterlebnisses das Bild meiner Mutter steht; und zwar nicht das Wirklichkeitsbild nach Art eines Klischees, sondern das Bild einer in meiner Mutter Mensch gewordenen, sozusagen kosmischen Liebe und Güte. Auf ihrem Schoß und in ihren Armen habe ich das Gefühl vollkommenster Sicherheit und Geborgenheit gehabt. Sie hat mir mit Mutterlächeln und Wiegenlied, mit Märchen und Sage, mit Erzählung und naiver Plauderei über Natur und Menschen die Heimat geschaffen ... Sie hat nicht geduldet, daß ich mich über andere erhob, und bei aller Sorge darum, daß ich nicht verstorben würde, hat sie verstanden, zu sorgen, daß meine lebendige Verbindung mit dem Ganzen nicht abriß“ (Volk und Geist a. a. O. S. 38, Beitrag von A. Heinen). Das ist ein erlebtes Symbol für die Funktion, die Heimat im Leben des Menschen sein soll. Und wenn in den entarteten Heimatidyllen, von denen eingangs gesprochen wurde, versucht wird, in der Heimat einen letzten Unterschlupf zu finden und eine resignierte Ruhe und Sicherheit zu haben, so wird auch in der Karikatur noch diese Funktion der Heimat sichtbar. Ihr Sinn ist eben die konkrete, persönlich vollzogene Einwurzelung in das Lebensganze und seine Ordnungen und von da her eine Bereicherung und Erfüllung des Lebens, die es erst zu einem Menschenleben machen.

Und hier stellt sich die zweite angekündigte Vorfrage, die den letzten Sinn von Heimat sichtbar zu machen helfen soll: Ist das alles nicht doch mehr oder weniger Gerede und Träumerei, um die das Leben sich nicht kümmert, wenn es die Menschen ihren harten und einsamen Weg gehen heißt? Denn das moderne Leben ist weithin ein heimatloses Leben. Die Lebensformen zwingen den heutigen Menschen vielfach zur Heimatlosigkeit. Für den Weg zu diesen Formen gilt, was Stavenhagen über die Zeit des ungehemmten Kapitalismus schreibt: „Das im Verkehr von Mensch zu Mensch sich entfaltende innere Leben, das viel Muße und überschüssige Kraft verlangt, wird als Luxus abgedrosselt oder verkrüppelt in unverbindlicher Geselligkeit, die als Ausspannung von der Arbeit gesucht wird. Der Sinn der auf ein Mindestmaß eingeschränkten Freizeit ... ist weniger der Wiederherstellung des inneren Miteinanderseins mit den Nächsten als auch ein Arbeitszweck: die Aufspeicherung neuer Kräfte. Die Apparatur zerreißt nicht nur von außen die Bindungen, sondern zerfrißt durch Überanstrengung ihrer Glieder die Urzellen der Heimat, Familie und Freundschaft, von

innen her. Sie erzieht ein Menschentum, dessen präzise Disziplin die Verwirklichung hoher ethischer Werte und das in seiner herben Schönheit bewunderungswürdig ist, dessen seelische Unmittelbarkeit und Fähigkeit zu innerem Miteinandersein aber lahm ist, sie erzieht Menschen, die zu arbeiten, aber nicht mehr zu leben verstehen“ (Stavenhagen a. a. O. 10/11).

Die soziologische Form dieses Lebens ist die Stadt, die überhaupt weithin die Form des gesamten Lebens geworden ist. Es ist ein Leben auf Abruf, ohne Bindung, ohne Namen, ohne festen Standort. „Der Städter ist der Mensch des Wohnungswechsels, Beschäftigungswechsels und Ortswechsels, des Wechsels in seinen Besitzverhältnissen und in seinem menschlichen Umgang.“⁶ Der durchschnittliche Stadtmensch lebt ein flüchtiges Leben. Er kennt viele Menschen, aber nur vorübergehend. Er weiß viele Dinge, aber nur oberflächlich. Er durchwandert viele Museen, aber er ist ohne Geschichte, ohne Tradition, ohne persönliches Verhältnis zu seinem Wohnort. Eine bessere Verdienstmöglichkeit löst alle diese flüchtigen Beziehungen und ersetzt sie durch ebenso viele andere.⁷ Es soll nun nicht ein neues Jammerkapitel zu den vielen schon vorhandenen über die Großstadt geschrieben werden. In bestimmten geistigen und wirtschaftlichen Entwicklungsstufen ist die Stadt eine Notwendigkeit. Die Überstädterung eines Landes und Volkes stellt allerdings immer schwierige soziale und soziologische Probleme. Wenn es nicht gelingt, die Stadt und den städtischen Menschen in organische Bindung zum Volksganzen zu bringen, wenn dieses Volksganze in seinem nichtstädtischen Teil auch von städtischen Lebensformen überwuchert wird und so das nötige Gegengewicht nicht leisten kann, wird, wie die Geschichte schon bewiesen hat, die Stadt den Menschen und das Volk zerstören. Daß es tatsächlich möglich ist, in der Stadt zu Hause zu sein und in ihr Heimat zu finden, beweisen die alten Familien, die Geschlechter, die mit der Stadt gewachsen sind und mit ihr verwachsen bleiben. Auch im modernen Leben, im Werk usw. kann der Mensch heimatlich Wurzel fassen, wenn nur die soziale Ordnung es ihm ermöglicht, hier eine „Form der Beständigkeit“ zu finden und über das Technische hinaus zu seiner Arbeit und seinem Arbeitsplatz menschliche Bindungen einzugehen und den für ein menschentümliches Leben nötigen physischen und geistigen Raum zu gewinnen.

⁶ Hans F. K. Günther, *Das Bauerntum als Lebens- und Gemeinschaftsform* (Leipzig-Berlin 1939) S. 91.

⁷ Zur Problematik des städtischen Lebens siehe außer Günther: Willy Hellpach, *Mensch und Volk der Großstadt* (Stuttgart 1939), und Arnold Koettgen, *Die Krise der kommunalen Selbstverwaltung* (Tübingen 1931), der die faktische Auflösung bis in die Verwaltungsstruktur des damaligen Gemeindelebens verfolgt.

(Vgl. Heimatgefühl in der Großstadt, *Frankfurter Zeitung* Nr. 110/11, 114/15, 118/19 vom 1., 3., 5. März 1939.)

Denn die tiefere Frage nach der Heimatlosigkeit des modernen Menschen heißt gar nicht Stadt oder Land, sie heißt Mensch. Der Mensch war zuerst heimatlos und entwurzelt, und darum wurde sein jüngstes Werk, die Stadt, so anonym und so reißerisch und zwingt den Menschen, die jetzt ohne innere Gegengewichte in ihr aufwachsen, ihren eigenen haltlosen Rhythmus auf. (Vgl. Hellpach a. a. O. 7–20 über die Typen, die der Anziehungskraft der Stadt unterliegen.) Dann aber gilt, daß die Stadt den Menschen, der sich ihrem Rhythmus willenlos überläßt, wirklich heimatlos macht, sie hat ihm nicht nur keine Heimat zu bieten, sie nimmt ihm sogar die Fähigkeit zur Heimat. „Es fehlt bei Unzähligen überhaupt der Wille zum endgültigen Zuhause, nicht nur für sich, sondern über sich hinaus für das ganze Geschlecht. Sie fürchten sich fast davor, in unbedingten Verhältnissen zu stehen, und wollen sich lieber zeit-lebens im Provisorischen wiegen ... Das Wanderleben hat sie auch innerlich zu Nomaden erzogen“ (Stavenhagen a. a. O. 12). Am Anfang dieser Entwicklung steht die Entscheidung des Menschen zu sich selbst, zum hemmungslosen, ungebundenen Ich. Die Menschen haben bewußt den Wurzelboden ihrer Wirklichkeit verlassen, weil sie so mehr in Freiheit und Größe und Würde zu kommen wähten. Der alte Wahn „Ihr werdet sein wie Gott“, hat auch die Heimat zerstört. „Erst mit der Entstehung eines Menschentums, dem keine Tradition mehr sagt, wo es hingehört, und das, mitten unter anderen lebend ... für sich bleibt, hat die Versandung Europas begonnen, und ganze Länder sind entstanden, die für ihre Bewohner nur Wohnstätten sind“ (Stavenhagen a. a. O. 9). Durch diese Entwicklung von der sozialen und soziologischen zur kosmischen und metaphysischen Heimatlosigkeit (in dieser Richtung läuft der Entwurzelungsprozeß für uns Heutige, genetisch ging er umgekehrt) ist es erst verständlich, daß in der heutigen Philosophie z. B. die Frage der Angst, der Ungeborgenheit und des bedrohten Lebens eine so breite Wirkung haben konnte. Von da aus wird erst verständlich eine gewisse Müdigkeit, die über breiten Schichten des europäischen Menschentums liegt, die es unfähig machen zu Kampf und Opfer, zu Einsatz und neuen Ideen, die manche zu einem alle Verantwortung abnehmenden Kollektiv verführen, das die schöpferische Person und die fruchtbare Gemeinschaft zerstört in einer Art magisch-mystischer Benommenheit und das seine Entsprechungen und Wirkungen bis weit in den religiösen Raum hinein findet.

Und hier nun stellt sich die Frage nach der Heimat in ihrer letzten Fassung: Offenbart sich

in der Heimatsehnsucht und im Heimatbedürfnis nicht eine letzte, endgültige Bindung des Menschen? Das heißt, wir stehen vor der Frage: Heimat und Gott, Heimat und Religion.

Die Volkskundler haben immer darauf hingewiesen, daß zwischen Heimat und Religion engere Beziehungen und Bindungen bestehen. Aber es blieb meistens bei der Erklärung versunkenen Brauchtums, die tiefere und geistigere Beziehung wurde nicht entdeckt. Heimat, wie sie sich uns stufenweise erschlossen hat, steht in einer tiefen und ursprünglichen Beziehung zu Religion. Sie enthüllte sich uns als die Summe der Bindungen und Ordnungen, in denen der Mensch verwurzelt und zu Hause ist und in deren Bejahung und Pflege er erst ganz Mensch wird. Diese Summe umfaßt den ganzen weiten Raum menschlichen Lebens, Besitz und materielles Erbe, Tradition und Geschichte, Beruf und Kultur. Die Rückbindung (religio) des Menschen auf die tragenden Gründe findet ihre letzte Tiefe aber erst eben in der — Religio, in der der Mensch tatsächlich heimfindet zu einer letzten Geborgenheit und Sicherheit. „Durch Heimat ist der Mensch mit der letzterreichbaren Tiefe des Seins verbunden“ (Stavenhagen a. a. O. 108). Die Inbesitznahme des Menschen durch ihm vorgegebene Ordnungen ist immer schon ein Greifen jenes Letzten und Wirklichsten nach uns, und das Glück und die Kraft einer innerweltlichen Heimat ist eine erste Andeutung jenes Endgültigen, das auf uns wartet. So findet Heimat von oben her eine ganz neue Fundierung und letzte Begründung. „So kann uns Heimat werden als Verbundenheit der Menschen untereinander, mit der Natur und mit dem Lebensgrund. Von Gott her wird uns Heimat neu geschenkt“ (Volk und Geist a. a. O. 58, Beitrag von W. Koch). Daß der Mensch in Bindungen eingehen muß, kommt daher, daß er immer schon ein Gebundener ist von jenem Ewigen her, und daß er an sein Land, sein Volk, seine Geschichte, seine Kultur gebunden ist, kommt daher,

daß Gott uns zusammengefügt hat, diese Menschen des gleichen Blutes und der gleichen Art und des gleichen Landes und der gleichen Geschichte. Nur wer seine Heimat so ergreift und begreift in der ganzen Tiefe ihrer Wirklichkeit, wird ihr gerecht und wird ihr die Treue halten. Wer sich der Heimat nur gibt, weil er von ihrer werthhaften Schönheit und Echtheit und Fülle angesprochen und geworben wurde, der wird ihr dienen, ja, aber er wird sie auch verraten, wenn ihm vermeintliche oder wirkliche höhere Wertigkeit begegnet, oder er wird sich eben, weil er den großen Raum nicht aushält oder vergessen hat, die Ersatzheimat schaffen, den kleinen Winkel, der vielerlei Gestalt annehmen kann. Es stimmt, „der religiöse Mensch wird natürlich auch zur Heimat eine besondere Stellung haben, ich bin sogar überzeugt, daß ihm allein die Heimat ganz lebendig werden kann; aber nicht von der Heimat, sondern von der Religion aus wird sich seine besondere Stellung herleiten. Wir werden darum sagen dürfen: erst dem, der Religion hat, wird sich der Sinn und der Wert der Heimat voll aufschließen“ (Volk und Geist a. a. O. 13, Beitrag von R. v. Erdberg).

Heimat, das ist Land und Besitz, das ist Elternhaus und Kindheit und Familie, das ist Geschichte und Kultur, das ist Beruf und das sind die Menschen, denen ich verbunden und verpflichtet bin; und Heimat, das ist durch all dies die lebendige Begegnung mit meinem Gott. Aus diesem kosmischen Gesamtbewußtsein weiß der Mensch, daß dies alles zusammengehört, und daß er in der heimatlichen Form des Lebens eine echte Ordnung des Daseins bejaht. Aus diesem Bewußtsein weiß er auch, daß die Treue zur Heimat und der Einsatz für sie ein echter Dienst ist, der ein direkter Bezug zur letzten Wirklichkeit wird. Und wenn dieser Einsatz das äußerste Wagnis einschließen und das äußerste Opfer verlangen sollte, er ist, wenn Heimat in ihrer vollen Wirklichkeit genommen wurde, dann eben ein Heimgang zu Gott — unserer letzten Heimat.

DAS ZEUGNIS DES SPATENS

Von Augustin Bea S. J.

Mit dem 18. Jahrhundert, als Deismus und Rationalismus in weiten Kreisen der Gelehrtenwelt vorherrschend wurden, begann für die Beurteilung der Geschichtsbücher der Heiligen Schrift, besonders des Alten Testaments, eine schlimme Zeit. Nicht als ob neue Funde oder vorher unbekannte Tatsachen den Geschichtswert der biblischen Berichte erschüttert hätten: über den vorchristlichen Orient wußten das 18. und das beginnende 19. Jahrhundert kaum viel mehr als das, was im Alten Testament, bei Herodot und bei Homer

stand. Die „hängenden Gärten der Semiramis“, die Erzählungen von „Cheops dem Pyramidenbauer“, das Labyrinth des Minos auf Kreta und so viele andere Wunderdinge des alten Ostens waren Schöpfungen der dichtenden Phantasie und der alleswissenden Sage. So erst recht die biblischen Berichte von den Wanderungen der Patriarchen, vom Aufenthalt in Ägypten, vom Zug durch die Wüste und vom Falle Jerichos. „Geschichte“ begann bestenfalls mit David und Salomon, aber auch da gemischt mit reichlich viel